Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Sonette aus einem Gedicht "Der Totenkranz"
Autor: Bodman, Emanuel von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573899

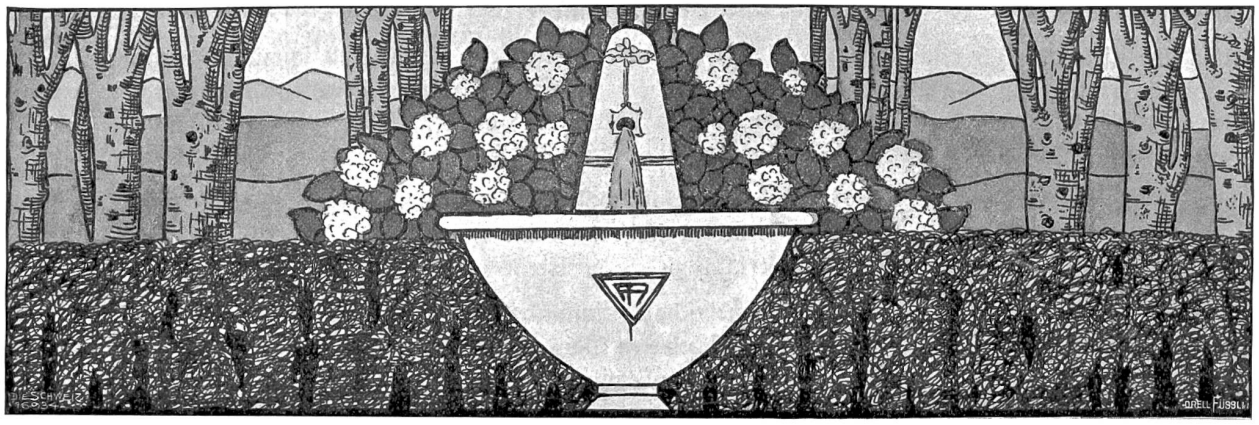
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Sonette aus einem Gedicht «Der Totenkranz»

Von Emanuel von Bodman

Das Ideal

Mit jenem Bild, das ich im Innern trage,
Hab' ich dich allzustreng und oft verglichen,
Was mir mißfiel, von dir hinweggestrichen,
So, wie die Zeit es tut mit einer Sage.

Oftmals geschah's, daß jenes Bild verblichen
Vor dem Gesichte deiner reinsten Tage.
Und oftmals standest du in stummer Klage
Und bist vor meinem Blicke ausgewichen.

Du littest mit, wenn ich an dir gelitten,
Und ließest dich von meinen Händen ballen.
Nach sieben Jahren bist du mir entglitten

Und läßt entrüstet meine Maske fallen.
Weib, sieh' mich jetzt zum ersten Male bitten:
Komm', wie du bist, ich hab' dich lieb vor allen!

Verweht

Im Herzensgrunde hofften wir ja beide,
Uns eines Tags in frischer Glut zu finden
Und alle Trübungen zu überwinden,
Wir waren müde von dem langen Leide.

Du irrtest fern, getrieben von den Winden
In deinem fast noch weißgebliebnen Kleide.
Ich suchte dich voll Angst in Stadt und Heide,
Um mich mit dir auf's neue zu verbinden.

Und als ich dich verscheucht und gramverblichen
Am Wegrand fand, dich an mein Herz zu pressen,
Ist all mein warmes Blut aus ihm entwichen:

Ich läuterte mein Herz für dich — indessen
Hat sich ein Wurm an dich herangeschlichen
Und gierig in dein Heiligtum gefressen.

Mein ist die Rache

An meine Schläfen klopft und wühlt die Glut.
Ich weidete mein Herz an Mordgedanken:
Wenn ich sie tötete, die dir zum Schwanken
Verhalf, die ganze Helfershelferbrut?

Weh allen, die dein armes Herz umranken!
Sie wissen nicht, wie weh es dir einst tut.
O lägen sie befleckt von ihrem Blut!
Ich träumte schon, wie sie zu Boden sanken.

Ich würgte sie mit Händen Stück für Stück.
Da rief's geheimnisvoll wie über Wogen:
Der Pfeil der Rache fliegt auf dich zurück,

Kaum daß er deiner heißen Hand entflogen,
Und hakt sich ein in jedes reine Glück,
Das dir vielleicht noch blüht. Laß mir den Bogen!

Unmögliches Verlangen

O wärst du wieder wie du in den Jahren
Der Liebe warst: ein Spiegel ohne Flecken!
Du müßtest deine Seele nicht verstecken
Und schimmertest im Glanz von deinen Haaren.

Mit beiden Händen wollt' ich dich bedecken,
Mein Bild so rein in deinem großen klaren
Aufblick erschaun, und die versunken waren,
Die Stunden frühen Glückes wieder wecken.

Ich möchte dich mit meinen Händen fassen
Und an mich ziehn im alten süßen Bangen
Und müßte sie erkaltet sinken lassen:

Der Tau auf deinem Kranze ist vergangen.
Ach, wo ich lieben möchte, muß ich hassen,
Und vor entweihtem Mund stirbt mein Verlangen!

Die Flamme

Ach, eine Liebe, die ich nimmer achte,
Muß ich ertöten, lass' ihr Blut verrinnen!
Ich will mich klar aus ihr zurückgewinnen,
Daß ich mich nicht ob schlechter Treu' verachte.

Auf eine Treue will ich mich besinnen,
Die Helligkeit in meine Kämpfe brachte
Und die kein Weibmund je verlöschen machte:
Die Treue zu der Flamme in mir drinnen.

Von ihr durchleuchtet will ich weiterschreiten
Und klare Herzen suchen, die ihr leben,
Mit ihnen mich zu einem Kreise weiten,

In der Gemeinschaft Einsamkeit erstreben
Und einen unsichtbaren Dom bereiten,
In dem die Wellen ewigen Lichtes beben.

Regina Lob.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus den Papieren eines Arztes.

Roman von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung).

Jetzt trat ich um Reginen herum rasch ans Sofa und beugte mich tief zu Theodor nieder. Ich suchte seine große Hand, die unbeweglich auf der Wolldecke ruhte. Mit meinen beiden heißen Händen preßte ich sie innig an meine Brust und sagte, im Innersten von seinem zertrümmerten Wesen erschüttert: „Verzeih mir... Ich geh' sogleich wieder, ich..."

„Das ist uns sehr recht! Sehr!" sagte die Frau scharf und blickte unruhig zwischen Theodor und mich hinein.

„Aber ich will vorher mein Unrecht gut machen und meinem lieben Theodor eine gute Gesundheit wünschen und..."

„O, wir wollen den alten Brei nicht mehr aufrühren," schnitt mir Regina den Satz hart ab. „Darüber sind wir lange hinaus!"

„Aber ich nicht! Ich habe damals in einer wilden gehässigen Laune gelogen, und dieses Lügen läuft mir nach und läßt mir keine Ruhe und brennt mich. Und ich muß, obs euch gefällt oder nicht, dafür abbitten. Ich habe," fuhr ich zu Theodor weicher fort, „deine Frau nicht recht gekannt; nur aus kleinen, kindischen Sächelchen habe ich sie beurteilt. Das war falsch. Ich wußte gar nicht, was sie im Ernsten und Wichtigen vorstellt. Und nun hör' ich, was sie da oben für eine Mutter ist, welche Prachtskinder sie aufzieht, welch ein stattliches Haus sie führt und vor allem, welch ein Engel sie in deiner langen Krankheit ist. Und da..."

„Wir dürfen Thedi nicht aufregen," wehrte die Frau ungeschmeichelt ab und schob mich mit ihrem Ellbogen stark vom Sofa. „Gelt, du bist müd! Ich tue meine Pflicht, das ist alles! Das Rühmen hat gar keinen Wert."

Theodor kämpfte indessen mit einer großen Rührung. Seine Augen waren feucht; ich sah es gut. „Nur nicht streiten!" sagte er kurz und gebieterisch, ich wußte nicht, zu mir oder zu ihr.

„Wir haben hier immer einen schönen Frieden," wandte die Frau leiser sich zu mir. „Wenn du gekommen bist, um dein... dein..."

„Sag nur, deine Pflegelei!" bat ich.

„Es ist mehr gewesen! Wenn du darum gekommen bist, so kannst du nun ruhig gehen. Wir haben das vergessen. Laß uns also im Frieden! Wir gönnen ihn dir auch und alles Gute dazu — wenn du nur gehst!" Unruhig schwirrten ihre Zigeunerblicke zwischen mir und der Stubentüre hin und her.

„Ich habe gedacht," verteidigte ich mich, „wenn so viele Jahre vorbeigegangen sind und euch ein liebes Kind gestorben ist, wenn man nun älter und reifer geworden ist und das Leben enger und die wahren Freunde seltener geworden und wenn einem so vom rauhen Leben der unreine Schaum der Jugend scharf genug abgestriegelt worden ist — ich habe gedacht, man sollte dann wieder in der frühern Güte zusammentreten können, sich alles Ueble verzeihen und einander wieder kameradschaftlich die Hand bieten... Das hab' ich so gemeint."

Die große dunkle Frau schaute mich böse an, aber schwieg. Theodor rutschte unruhig im Kopfkissen hin und her. Er erkannte meine alte Stimme, meine alte Art zu reden und sicher auch meine alte Treuherzigkeit. Die Krankheit mit ihren stillen, einsamen Stunden hatte ihn gewiß innerlicher und lauterer gemacht, hatte wohl manchmal die alten Zeiten wie ein schönes, gesundes Vorleben in ihm wachgerufen, und jetzt, da er mein ehrliches Kommen erkannte, wollte er gut mit mir sein. Was nützt das Grollen, gar auf dem Siechbett? Aber er wußte, welch ein enges, unleidliches Weib er an seiner Seite habe. Diese Schwierigkeit und die aufsteigende Rührung und der arge Kampf zwischen Weib und Freund so nah an seinem Lager, das regte ihn auf: er hüstelte und schwitzte an der Stirne und blähte luftsuchend die Nasenflügel.

„Ich gehe, sobald ich gehen muß," fing ich ru-